

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 5

Artikel: Wiedersehen mit Batya
Autor: Zimmermann, Marie-Louise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wiedersehen mit

Von Marie-Louise Zimmermann



Eigentlich sah ich Batya zum erstenmal, als ich sie im vergangenen Herbst im Moshav Lachisch besuchte – und doch war es ein Wiedersehen. Vor zwei Jahren hatte Batya Fromm in einem Artikel für den Schweizer Spiegel beschrieben, wie während des Sechs-Tage-Kriegs das Leben in ihrem israelischen Grenzdorf weiterging. Seither mußte ich jedesmal an die Fromms denken, wenn in den Nachrichten von Schießereien in Israel die Rede war. Als ich erfuhr, daß ich die Schweizer Spiegel Reise nach Israel begleiten durfte, stand für mich fest, daß ich Batya besuchen würde.

Die «Bildungsreise nach Israel» wurde für die ganze Gruppe zu einer Erlebnisreise: Wir sahen jahrtausendealte Städte und solche, von denen vor zehn Jahren noch kein Stein gestanden hatte, wir erlebten die Schönheit und Unbarmherzigkeit der Wüste, die Lieblichkeit der Hügel Galiläas, den Kontrast von moderner Architektur und orientalischem Bazarzauber im wiedervereinigten Jerusalem. Bei den Erklärungen unseres Guides Isaak Rosenberg, der sein Land kennt und liebt, begannen biblische und historische Namen zu leben. Für mich aber blieb das tiefste Erlebnis mein Besuch bei den Fromms.

Lachisch liegt in der nördlichen Negev, etwa halbwegs zwischen Tel Aviv und Beersheba. Als ich in Kyriat Gat, der Provinzhauptstadt, aus dem Bus steige, fährt ein Jeep heran, und ich weiß sofort, daß die Frau darin Batya sein muß: Eine kleine rundliche Frau in Jeans, unter schwarzem Wuschelhaar ein Gesicht voll Güte und Humor – keine Schönheit, aber eine Frau mit einer Ausstrahlung, die sie unübersehbar macht. Wir fahren fünfzehn Kilometer zum Moshav Lachisch, und unterwegs lasse ich mir erklären:

Was ist ein Moshav?

Im Unterschied zu einem Kibbuz, in dem die Mitglieder ein weitgehend gemeinschaftliches Leben führen und

auf Privateinkommen verzichten, ist ein Moshav eine Siedlung unabhängiger Kleinbauern, die genossenschaftlich organisiert sind. Jeder hat vom Staat ein ungefähr gleichwertiges Stück Land in Erbpacht bekommen, das er mit seiner Familie auf eigene Rechnung bebaut, mit Hilfe von Maschinen, die größtenteils dem Moshav gehören. Die Ernte wird genossenschaftlich verkauft.

Der Lachisch-Distrikt war noch vor fünfzehn Jahren ein praktisch unbebautes und unbewohntes Steppengebiet von 1000 km². Heute wohnen dort in über 60 Siedlungen, zum größten Teil Moshavim, gegen 30 000 Menschen, eingewandert aus gegen 40 Ländern. Der ursprüngliche Versuch, die Einwanderer zu mischen, stieß auf so große Schwierigkeiten, daß man statt dessen dazu überging, die ethnischen Gruppen in Einzeldörfern beisammen zu lassen. Heute liegt ein Moshav von Marokkanern neben einem von Tunesiern oder Algeriern, ein kurdisches Dorf neben einem indischen. In den beiden Hauptdörfern und vor allem in der Hauptstadt, wo die Kinder gemeinsam die höheren Schulen besuchen, mischen sich die Gruppen.

Im Moshav Lachisch wohnen etwa fünfzig Familien, vorwiegend Sabras, das heißt, im Lande geborene Israelis. Sie haben zusammen über hundert Kinder. Hinter allen Hausecken gucken sie hervor, als wir über die breite holperige Dorfstraße einfahren.

Hillel, Schmuell und Gidon

Moshav-Kinder sind gleichzeitig sehr neugierig und sehr schüchtern, und mit sichtlicher Anstrengung lassen sich Batyas Buben herbei. Hillel ist vierzehn Jahre alt, sein Bruder Sigi zwölf (er heißt Siegfried nach seinem deutschen Großvater, wird aber im Dorf Schmuell genannt) und Gidon ist achtjährig. Während der zwei Tage, die ich mit ihnen verbrachte, habe ich die drei recht gut kennengelernt, trotz erschwerter Verständigung: Sie können zwar Englisch von ihren Eltern

Batya

her (Batya stammt aus Winnipeg, ihr Mann Edgar war aus Deutschland in die USA ausgewandert), als echte Sabras sprechen sie aber nur äußerst ungern etwas anderes als Hebräisch.

Hillel ist ein aufgeschossener, feingliedriger Bub mit einem ernsten, wachen Gesicht. Er möchte Elektro-Ingenieur werden und besucht deshalb die technische Mittelschule im 60 km entfernten Rechovot; er wohnt dort in einem Kibbuz und kommt nur übers Wochenende heim. Hillels Schulgeld und Unterhalt bedeuten für die Fromms eine beträchtliche finanzielle Belastung – aber für die Ausbildung der Kinder ist einer israelischen Familie kein Opfer zu groß. Hillel revanchiert sich mit seinen Einsatz: Er ist der beste von über zweihundert Schülern, bei einem Stundenplan von 45 Unterrichts- und etwa 12 Aufgabenstunden pro Woche.

Schmuel, ein kräftiger braungebrannter Bursche mit einem Lausbubengesicht ist ein großer Naturfreund, der alle Vögel der Gegend beim Namen kennt. Er möchte später Biologie studieren. Wenn man ihn wie ein geborener Bauer mit den Tieren umgehen sieht, denkt man, daß sich vielleicht der Wunsch seines Vaters doch erfüllen und er den Hof übernehmen wird.

Die Familie gibt sich offensichtlich Mühe, den Jüngsten nicht zu verwöhnen, was schwerfällt. Gidon hat ein Gesicht, das man zeichnen möchte, mit großen braunen Augen unter einem hellen Haarschopf. Er ist ein Träumer, der seine eigenen Lieder erfindet und gleichzeitig ein sehr selbständiger kleiner Mann. «Fallschirmjäger» sagt er, als ich ihn frage, was er einmal werden will. Seine Mutter ergänzt: «Vor zwei Jahren wollte er Tankputzer beim Militär werden, weil er im Innern eines Tankes am sichersten wäre...»

Dann kommt Edgar nach Hause oder Menachem, wie er im Dorf heißt, verschwitzt, mit rotem Staub bedeckt. Er hat die kantigen Züge eines deutschen Bauern und ist doch unverkennbar ein Israeli in seinen Khaki-Shorts,



Aus «Wüstengebeine»

Hier war das Meer. Was oben ist, war eine Tiefe.
Aber es hat sie verlassen, nun liegt sie leer wie ein Nest,
Wie das irrende Blatt aus einem verworfenen Briefe,
Von einem Feste der unansehnliche Rest.

Der Widerschein auf dem Sande ist wie die tiefe
Stille im Hause, wenn es der Herr verlässt,
Und die Einsamkeit wie ein mürrischer Hund, wenn er schliefe
Und seiner Wiederkunft wartete im Geäst.

Tempel und Pilger zogen ihm nach in die Zeiten,
Sinken im Sande, Muscheln und eitler Schaum.
Wüstengewitter, die nächtlich vorüberreiten
Verhallen seufzend in diesem schweigenden Raum.

Oder liegst Du darunter? mit ungeheuren und breiten
Bettlergebärdens, und Dein Gesicht ist der Saum,
Und der Sand und der Pfad,
die Trümmer, der Wind und die Weiten
Sind Deine Mühsal, Dein Atem, Dein Alter, Dein Traum.

Albin Zollinger
(Atlantis Verlag Zürich)

Wiedersehen mit Batya

mit dunkelverbrannten Gesicht und tausend Fältchen um die Augen.

Wie die Fromms wohnen

Während Menachem duscht und Batya das Nachtessen vorbereitet, schaue ich mich in ihrem Haus um: Ein leicht und billig gebautes Würfelaus mit Blechdach, drei Zimmer, eine Küche, eine Toilette mit Dusche, zusammen etwa 50 Quadratmeter. Der Boden geplättelt, die Wände gestrichen, das Nötigste an einfachen Möbeln recht zufällig hineingestellt, aber hübsche Drucke an den Wänden und ein vollgestopftes Büchergestell. Für die guteingerichtete Küche haben die Fromms lange gespart: Küchenschrank und Waschmaschine kosten wegen der hohen Steuerbelastung zwei- bis dreimal so viel wie bei uns.

Aus dem Backofen duftet es verheißungsvoll, und bald stellt Batya einen riesigen gebratenen Truthahn auf den Tisch. Als ich protestiere, man hätte für mich kein solches Festessen richten sollen, kommen die Buben aus dem Lachen nicht heraus: Truthahn gibt es bei Fromms fünfmal in der Woche jahraus jahrein, denn sie haben eine eigene Zucht, und Fleisch zu kaufen ist teuer. Einmal in der Woche gibt es Fisch und einmal Käse. Der Versuch, mit einer Entenzucht Abwechslung in den Speisezettel zu bringen, scheiterte daran, daß die Buben die hübschen weißen Enten so ins Herz schlossen, daß es nun niemand über sich bringt, sie zu schlachten.

Was die Fromms sonst noch essen: Ein umfangreiches israelisches Frühstück mit Brot, Eiern oder Käse, Yoghurt, Quark oder Sauermilch, Tomaten, Gurken, Oliven. Ein ähnliches Abendbrot. Zur Hauptmahlzeit viel frisches Gemüse, welches das ganze Jahr hindurch in großer Vielfalt im Dorf geerntet wird. Ein paar aus der arabischen Küche stammende Gerichte: Chumus (ein Brei aus Hülsenfrüchten) und Tchina (eine Sauce aus zerquetschtem Sesam). Zum Trinken den herrlichen einheimischen Oran-

gen- und Grapefruitsaft, für die Eltern Bier, Wein nur an Festtagen – und viel, viel Wasser.

Der Kampf um die Existenz

Einen Tag lang habe ich miterlebt, wie die Fromms arbeiten. Als ich um neun Uhr zum Frühstück komme, ist Menachem bereits seit vier Stunden auf. Er hat in Kyriat Gat sieben Taglöhner-Frauen abgeholt, die ihm beim Setzen des Stangenselleries helfen sollen – Neu-Einwanderer aus Kurdistan. Nachdem er die Frauen angeleitet hat, verlegt Menachem eine gute Stunde lang Wasserrohre, um den neugepflanzten Sellerie zu bewässern. Dann füttert er seine acht Mastkälber mit Stroh und Vitamintropfen und erneuert Futter und Wasser im Truhahnenstall. Vom Frühstück bis zum Mittagessen arbeitet er in den Gladiolen- und Anemonenfeldern. Nach der Mittagspause gibt es wieder Wasserleitungen zu zügeln, und die Artischocken müssen mit einem Schädlingsbekämpfungsmittel gespritzt werden. Gegen Abend fährt Menachem im Moshav-Jeep ins benachbarte Hauptdorf, um Dünger einzukaufen. Zwischen diesen Arbeiten gibt es immer wieder Kontrollgänge, denn Menachem ist für die Wasserzuteilung des Moshavs verantwortlich. Feierabend in dieser strengsten Zeit des Jahres ist etwa um acht Uhr, und um zwölf kontrolliert Menachem noch einmal, ob sich jedermann an den Bewässerungsplan hält, den er in stundenlanger Arbeit ausgeknobelt hat.

Die beiden jüngeren Buben, die von acht bis zwölf oder eins in der Schule sind (sie fahren mit dem Schulbus in den Hauptort; nur Kindergarten und erste Klasse sind im Moshav), helfen am Nachmittag auf dem Felde mit. Batyas Hauptarbeit beginnt im November zur Zeit der Blumenernte, wo sie jeden Tag mehrere Stunden Nelken und Gladiolen nach Qualität sortiert. Das braucht flinke Hände, denn die Blumen müssen noch am Abend des Pflücktages zum Flughafen gelangen, damit sie schon am nächsten

Morgen auf den europäischen (auch auf den schweizerischen) Märkten sind. Daneben unterrichtet Batya, die einen akademischen Titel in englischer Literatur hat, einige Wochenstunden an einer Mittelschule.

Wasser ist Leben

Am späten Nachmittag fahren wir mit dem Moshav-Jeep zum Forstüberwachungsturm. Von hier aus überblickt man einen großen Teil des Lachisch-Bezirkes: Felder, auf denen die silbernen Fächer der Berieselungsanlagen stehen, sattgrüne Plantagen von Zitrusfrüchten, Pekannuß- und Mandelbäumen, hellgrüne Kiefernwälder, dazwischen kahle Hügel, die im Abendlicht grau-lila schimmern. «Vor fünfzehn Jahren sah dieses ganze Gebiet so aus», sagt Menachem und zeigt auf die karstigen Hügel, auf denen nurdürre Grasbüschel wachsen. Als wir hier zu bauen anfingen, gab es erst die Wasserleitung vom Yarkon-Fluß her, was nur für eine extensive Landwirtschaft ausreichte: Weide für Rindvieh und Schafe, Gerste- und Roggenfelder. Es zeigte sich aber bald, daß diese Art von Bebauung keine Existenzgrundlage ergab, und es waren schwere Zeiten für unser Moshav. Eine große Änderung brachte dann 1964 das große Kinneret-Negev-Projekt, das in einer Überlandleitung von drei Metern Durchmessern Wasser aus dem See Genezareth über 300 Kilometer weit in unser Gebiet bringt.

Nun wurde es möglich, das Land intensiv zu bebauen, und damit begannen die Jahre des Experimentierens. Was haben wir nicht alles angebaut, und wie viel davon war ein Mißerfolg! Wir wurden zwar von Regierungsexperten beraten, aber auch sie mußten erst ihre Erfahrungen sammeln. – Ich werde nie den Knoblauch vergessen, zu dem man uns zuerst riet, lacht Batya. Unser ganzes Wohnzimmer war voll Knoblauch, und ich verbrachte Tage damit, die Zehen voneinander zu lösen zum Stecken. Neun Monate dauerte es, bis man ein Resultat sah – und es wurde ein Mißer-

folg! Dann war plötzlich Baumwolle Trum pf. Bei uns wird jede neue Idee mit Enthusiasmus aufgegriffen, und viele Leute stellten auf Baumwolle um. Wir bewässerten sie, so viel wir konnten – mit dem Ergebnis, daß die Kapseln wegen zu großer Bodenfeuchtigkeit nicht aufgingen und es keine Ernte gab. Heute blüht die Baumwollindustrie in unserem Gebiet, aber für uns war es einfach ein Mißerfolg mehr. Mit mehr Glück pflanzten wir Gemüse: Zwiebeln, Blumenkohl, Gurken, Tomaten – aber immer wieder gab es Zeiten, wo das Wasser nicht ausreichte für eine gute Ernte.

So stellten wir schließlich auf Schafe um, und in drei Jahren bauten wir eine Herde von 150 Milchschafen auf, deren Milch wir zur Herstellung von Yoghurt und Käse gut verkaufen konnten. – Wir mochten die Schafe so gut, sagt Batya wehmütig. Es sind solche Individualisten, daß bald jedes seinen Namen hatte, und ich half auch gerne mit dem Melken. Aber dann mußten wir sie verkaufen. Wir konnten einfach keinen Hüterbuben finden, das heißt, keinen Israeli, weil diese Arbeit hier verachtet wird. Über die Regierungsstelle, welche Arbeit für arabische Flüchtlinge vermittelt, hätten wir mit Leichtigkeit eine Hilfskraft bekommen. Aber die Gemeindeversammlung unseres Moshavs beschloß, grundsätzlich keine arabischen Arbeitskräfte zuzulassen. Bestimmend für diesen Entschluß waren nicht nur Sicherheitsgründe, sondern vor allem die Bedenken, eine nichtintegrierte soziale Unterschicht entstehen zu lassen. Wir sagen: Wer das Land bearbeitet, dem wird es am Ende gehören. Dir als Schweizerin ist diese Problematik ja sicher vertraut. So fügten wir uns eben dem Mehrheitsbeschuß und stellten um auf Blumenzucht. Jetzt sind wir daran, ein großes Treibhaus zu errichten, um das ganze Jahr hindurch Rosen und Nelken zu züchten.

Wie wir die schwierigen Zeiten überlebten? Das Moshav führt einen kollektiven Finanzhaushalt. Am Jahresanfang legt jeder Bauer der Fi-

nanzkommission sein Budget vor, auf dessen Grundlage ihm dann eine feste monatliche Summe ausbezahlt wird. Am Jahresende kassiert er entweder den Überschuß oder ein Kredit hilft ihm über die Runde.

Als wir ins Dorf zurückkehren, wartet schon eine Gruppe von Leuten vor dem Haus der Fromms. Menachem schluckt einen Seufzer und heißt sie in die Wohnstube, die sofort von lauter Diskussion erfüllt wird. Jeder schwenkt einen Zettel (den Bewässerungsplan, den Menachem ausgetüftelt hat) und sucht zu beweisen, daß er mit seiner Zuteilung nicht auskommen kann. Ausgerechnet in dieser kritischen Jahreszeit ist nämlich eine Pumpe ausgefallen, und bis sie repariert ist, drohen ganze Ernten zu verderren. In zähen Verhandlungen werden die vierundzwanzig Stunden des Tages so lange neu eingeteilt, bis auch der letzte eingesehen hat, was möglich ist und was nicht.

Unsere Kinder werden es erleben, daß genug Wasser für alle da ist, sagt Menachem. Das Verfahren zur Entsalzung von Meerwasser ist längst gefunden, es muß nur noch wirt-

schaftlicher gestaltet werden können. Du mußt in zehn Jahren wiederkommen! – Wenn ich bedenke, was in den letzten zehn Jahren in Lachisch geschehen ist, bin ich geneigt, ihm zu glauben.

Die Schabbat-Kerzen

Ich bin an einem Freitag angekommen. Bei Sonnenuntergang zündet Batya zwei Kerzen an. Als wir zum Nachessen um den Tisch versammelt sind, setzt Menachem die Kipa auf, die traditionelle runde Mütze frommer Juden, spricht den Segen über Brot und Wein und singt das Lied zum Empfang des Schabbats.

Ich hatte bis jetzt nie recht begriffen, welche Rolle die Religion eigentlich im jüdischen Alltag spielt. Einerseits wird den religiösen Gesetzen von Staates wegen strenge Nachachtung verschafft, zum Beispiel der Schabbatruhe: Am Samstag liegt das öffentliche Leben praktisch still. Es gibt keinen Zugs- und kaum Busverkehr, jüdische Geschäfte und Restaurants, alle Theater und Kinos sind geschlossen, in Jerusalem auch das öffentliche Schwimmbad. Andererseits werden



Wiedersehen mit Batya

diese strengen Vorschriften auf vielerlei Arten umgangen: Statt der öffentlichen fahren gecharterte Busse und Scheruts (Gemeinschafts-Taxis). Viele Schwimmbäder sind offen, nur muß man sich die Eintrittskarten am Vortag besorgen, da man am Schabbat auf keinen Fall handeln soll; auch einige Restaurants servieren nach gleichem System. Im Moshav wird am Schabbat gearbeitet, so viel eben nötig ist. Es gibt zwar religiös ausgerichtete Siedlungen, welche die Milch der Kuh, die man natürlich auch am Schabbat melken muß, nachher verschenken; aber das sind Ausnahmen.

Batya erzählt: Als wir herzogen, feierten wir als einzige Familie hier die religiösen Feste, und unser Dorf hat keine Synagoge. Es waren die Kinder, die aus der Schule die traditionellen Bräuche nach Hause brachten. Ihnen zuliebe begannen viele Fa-

milien wieder eine Laubhütte zu errichten an Sukot, wir schmücken die Wagen für Schuot, das Erntefest, machen eine Maskerade an Purim, und seit zwei Jahren feiern wir Passach, das Osterfest, mit einer gemeinsamen Mahlzeit für das ganze Dorf. Seit dem Krieg spürt man überall im Lande eine Rückkehr zu den religiösen Grundlagen.

Rückkehr zur Religiosität bedeutet aber keineswegs eine Rückkehr zur Bibel – denn davon gab es nie eine Abwendung. Die Bibel ist in diesem Lande allgegenwärtig. Neben der Telefonzentrale eines Großstadt-Hotels habe ich eine zerlesene Bibel gesehen, im Kartenfach des Buschauffeurs und hinter einer Bartheke. Die Kinder haben vom ersten Schuljahr bis zum Abschluß der Mittelschule zwei bis drei Wochenstunden Bibelkunde, und die meisten Israeli kennen große Teile des

Alten Testaments auswendig. Die Bibel ist eben zugleich Geschichts- und Geographiebuch dieses Landes und während Jahrhunderten die einzige wirkliche Heimat der Juden.

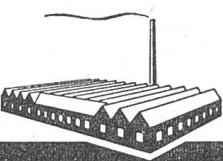
Als unsere Reisegruppe bei Sonnenuntergang nach Jerusalem hineinfuhr und die Stadt in goldenem Lichte vor uns lag, hochragend auf den Hügeln mit ihren Mauern und Türmen, da sagte unser Guide Isaak nicht: Rechts von uns sehen wir... sondern er zitierte den Davidpsalm: Nun stehen unsere Füße in deinen Toren, Jerusalem... Sicher seien deine Gezelte und Friede herrsche in deinen Mauern... Und etwas Besseres hätte man in diesem Augenblick nicht tun können.

Hava nagila

Nach dem Abendessen machen wir einen Spaziergang durch das Dorf.



Glückliche Braut — sie hat vorgesorgt und rechtzeitig eine schöne, dauerhafte und preiswerte Wäscheaussteuer angeschafft, eine Grundaussteuer für den Anfang, mit Ergänzungsmöglichkeiten auf Jahrzehnte hinaus.



Leinenweberei
Langenthal AG

Langenthal	063 - 208 81
Basel, Gerbergasse 26	061 - 23 09 00
Bern, Marktgasse 6	031 - 22 70 70
St. Gallen, Multergasse 35	071 - 22 73 40
Zürich, Strehlgasse 29	051 - 25 71 04
Genève, 13, rue du Rhône	022 - 25 49 70
Lausanne, rue de Bourg 8	021 - 23 44 02

Von weitem hört man Singen und Gelächter von jungen Stimmen: Auf dem freien Platz vor dem Gemeindehaus übt eine Gruppe von Zwölf- bis Siebzehnjährigen unter Anleitung einer jungen Frau Lieder und Volkstänze. Andere schauen zu oder fahren mit dem Velo um den Platz herum. «Hava nagila...» beginnt eines der hübschesten Lieder: «Laßt uns singen und fröhlich sein...»

Wir haben auch einen Singkreis für Erwachsene im Dorf, erzählt Batya, und letztes Jahr gründeten wir eine Theatergruppe und studierten ein Stück von Brecht in hebräischer Übersetzung ein. Diese Gruppe ist allerdings wieder auseinandergefallen: Die Leute arbeiten zu hart den ganzen Tag über, um am Abend noch Energie für Proben zu haben. Außerdem sind wir alle so verbohrte Individualisten, daß wir uns nur schwer organisieren können – es gab immer zu viele Regisseure in unserer Truppe! Das neueste Hobby im Dorf ist jetzt Batik-Druck, unter Anleitung einer Kunstgewerblerin, die jede Woche einmal herkommt.

Als ich im Laufe des nächsten Tages viele der Dorfbewohner kennenlerne, staune ich, was für eine Fülle von Talent in diesem Dorf von Bauern vorhanden ist: In einem Garten stehen eine Reihe von Steinskulpturen, Sachen von professionellem Niveau, die von der Frau des Hauses stammen. Ein anderer Dorfbewohner schweißt Eisenplastiken. Batyas Freundin Matya zeigt mir Mappen voll Skizzen, von denen ich zwei zur Illustration meines Artikels auswählen darf. Es gibt eine Reihe von Musikern im Dorf, die zusammen Kammermusik machen, es gibt einen Dichter, einen Archäologen, eine Frau, die wunderschöne Mobiles herstellt.

Eine junge Lehrerin, die in ihrer Klasse vorwiegend Kinder von Neu-Einwanderern hat, zeigt mir Zeichnungen von Schülerinnen: Prachtvolle Ornamente, welche die Einflüsse des Herkunftslandes noch in ungebrochener Frische spiegeln. Viele dieser Kinder kommen aus unglaublich primiti-

tiven Verhältnissen, und man muß ihnen zuerst die einfachsten hygienischen Regeln beibringen, erzählt die Lehrerin. Wir tun aber unser Möglichstes, um sie auf den Stand der Kinder aus bevorzugterem Milieu zu bringen – mit Vorkindergarten, mit Nachhilfestunden. Ich bin überzeugt, daß die Integration noch innerhalb der heutigen Kindergeneration gelingen wird.

Ich habe viele der Kinder im Moshav Lachisch kennengelernt – und lieb gewonnen. Es sind Kinder, wie man sie in unserer Wohlstandsgesellschaft selten antrifft: gewöhnt an ein äußerst einfaches Leben, dankbar für bescheidenste Vergnügen. Die Fromm-Buben haben kaum Spielzeug, und farbige Reiseprospekte aus meiner Handtasche werden als Schätze gewertet. Dafür haben sie einen Hund, zwei Katzen, einen zahmen Singvogel, viele Enten – und den Tell Lachisch, einen Hügel in Dorfnähe, wo man archäologische Funde machen kann. Die Fahrt im Moshav-Jeep mit einem Gast war Sensation, größtes Erlebnis die zweitägige Reise zu den Jordan-Quellen, welche die Fromms als Anerkennung für zwei Monate Ferienarbeit auf dem Feld mit ihren Buben unternommen haben. Du wirst staunen, wenn du dort hinkommst, schwärmen die Buben. So viel Wasser hast du sicher noch nie gesehen, ein richtiger breiter Bach, der aus dem Boden hervorkommt! – Materiell können wir unsere Kinder nicht verwöhnen, sagt Batya, dafür verwöhnen wir sie mit Liebe. Man sieht viele fröhliche Kinder im Moshav Lachisch.

Die ständige Bedrohung

Am späten Schabbat-Nachmittag sitzen wir in der Wohnstube bei den Nachbarn der Fromms: Ruth, Ari und Mordechai. Die Stimmung ist von gezwungener Heiterkeit. Mordechai ist der einzige Sohn, neunzehn Jahre alt, Leutnant der Infanterie – ein hübscher Bursche, schlank und kräftig wie fast alle jungen Leute in diesem Land. Heute geht sein Urlaub zu En-

de, in der kommenden Woche wird seine Einheit an den Suez-Kanal verlegt. Er verabschiedet sich betont nachlässig von seinen Eltern, als ob er ins Kino gehen wollte. «Lehitrahot», sagen wir alle, «auf Wiedersehen» – und keiner spricht die Frage aus, die auf allen lastet: Werden wir ihn wiedersehen?

Mir wird zum erstenmal richtig bewußt, daß sich dieses Land im Krieg befindet. Man merkt als Tourist wenig davon: Unbehindert fährt man durch die besetzten Gebiete und sieht dabei weniger Militär als an einem beliebigen Tag in der Schweiz. Man bummelt durch die Altstadt Jerusalems, um die vor zwei Jahren so erbittert gekämpft wurde, und man spürt in dem bunten Völkergemisch keine Feindseligkeit. Die einzigen Schüsse, die ich während meines Israel-Aufenthaltes hörte, waren die Kanonen, die in Ost-Jerusalem zur Feier von Mohammeds Himmelfahrt abgefeuert wurden.

In keinem anderen Land habe ich so viel spontane Fröhlichkeit erlebt, und ich glaube nicht, daß irgendwo sonst so viel gesungen wird. Es fällt einem eigentlich nur ein einziges Zeichen der Spannung auf, die hier unter viel Lebensfreude ständig vorhanden ist: Jede volle Stunde werden überall die Radio-Nachrichten gehört.

Als ich am Schabbat-Abend im überfüllten Bus von Kyriat Gat nach Jerusalem zurückfahre, schaltet der Chauffeur die Nachrichten ein. Halb dösend lasse ich die unverständlichen Laute an mir abgleiten – und schrecke plötzlich auf: Meine Mitpassagiere sind in Aufregung geraten, ein paar sprechen laut gestikulierend miteinander. Kriegsausbruch? Ich strenge mich an, ein paar Worte zu verstehen. «Jeruschaläim – Tel Aviv: schalosch – chamesch», sagt der Sprecher, und mit belustigter Erleichterung begreife ich: Fußball-Resultate.

«Schalom», habe ich zum Abschied den Fromms gesagt, den israelischen Gruß, der «Frieden» bedeutet – und wünsche es ihnen und ihrem Land von Herzen.